

Am Rande = En marge = Supplementary remarks

Autor(en): **Eckstein, Hans**

Objektyp: **Preface**

Zeitschrift: **Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1964)**

Heft 2: **Geschäftshäuser, Verwaltungsbauten = Bureaux et bâtiments administratifs = Office buildings and administration buildings**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am Rande

En marge Supplementary remarks

Einordnung des Neuen in alten Baubestand

Le nouveau vient compléter les dispositions antérieures du bâtiment

Fitting of the new into the forme structure

»Anpassung« an benachbarte historische Bauwerke, an die »heimische« Bauweise, den Ortscharakter, die Landschaft – diese immer wieder von Bauaufsichtsbehörden, Denkmalpflegern, Heimatschutzvereinen, Altstadtfreunden gestellte Forderung hat schon manchem Architekten Kummer bereitet. Sie hat auch schon manches Stadt- und Landschaftsbild eher verdorben als in seiner historischen Gewachsenheit erhalten. Denn was so gemeinhin unter Anpassung verstanden wird, führt in der Regel zu einer Künsterei, die aller gegenteiligen Bemühung zum Trotz in das historisch Gewachsene einen Mißklang bringt. Nichts hat sich da wie einst aus lebendigen Baugewohnheiten und Bedürfnissen wie selbstverständlich ergeben. Es ist allen Gegebenheiten abgetrotzt – und darin ist das Unbehagen begründet, das wir am historisierenden Bauen empfinden.

Dieses Unbehagen empfinden nicht erst wir. In einem Brief an den Architekten Ludwig Catel schrieb Goethe: »Je mehr wir das Charakteristische jener (alten) Gebäude historisch und kritisch kennenlernen, desto mehr wird alle Lust schwinden, bei der Anlage neuer Gebäude jenen Formen zu folgen, die einer entschwundenen Zeit angehören. Die neuere Neigung dazu ist aus dem falschen Trieb entstanden, der dasjenige, was er schätzt, auch unter völlig widersprechenden Bedingungen wieder hervorbringen will.«

Wir wissen, es ist das Gegenteil eingetreten von dem, was Goethe 1815 erwartet hatte. Das Bauen des vorigen Jahrhunderts war von Reflexionen einer romantischen Rückphantasie bestimmt.

Die historischen Bauformen aber sind rationaler entstanden, als das eine romantisierende Geschichtsbetrachtung wahrhaben möchte. Die Einheitlichkeit historischer Stadt- und Orts-»Bilder« ergab sich nicht aus einem »Kunstwollen«, sondern aus gleichartigen konstruktiven Bedingungen und Möglichkeiten aus im großen ganzen gleichartigen Bedürfnissen. Auch die spezifischen Kunst- und Stilformen haben sich aus diesen Gegebenheiten und Bedürfnissen entwickelt. Zum mindesten stehen sie mit ihnen, von reinen Oberflächendekorationen (etwa in der Spätgotik und im Barock) abgesehen, im Einklang.

Wie wenig schon dem 19. Jahrhundert trotz aller Bemühung um stilistische Anpassung die Eingliederung seiner Neubauten in den historischen Baubestand gelang, ist für uns in tausend Fällen erschreckend offensichtlich geworden. Wie sollte es einem heutigen Historismus besser gelingen? Nirgends, weder am Prinzipalmarkt zu Münster noch in der Frankfurter Altstadt am Römerplatz, weder in Orléans noch in Gien, vermochte ein historisierendes Bauen das zu erhalten, was man zu bewahren wünschte. Denn es ist eine für alle Restauratoren bittere Wahrheit, daß, mit Wölfflins auf Renaissance und Barock bezogenen Worten gesagt, nicht alles zu allen Zeiten möglich ist – oder anders formuliert: daß Qualität nur im Zeitgemäßen möglich ist.

Daß historische Formen den modernen Bedürfnissen nicht – oder doch in den wenigsten Fällen – gerecht zu werden vermögen,

ist leicht einzusehen. Form folgt der Funktion, wie Sullivan sagte. Für ein restauratives Wollen schwerer einzusehen ist etwas anderes: daß Bauformen stets auch Ausdruck des konstruktiven Denkens und Könnens der Zeit sind und daher nicht willkürlich aus dem historischen Formenschatz wählbar sein können.

Nun hat sich aber gerade dieses konstruktive Denken und Können in den letzten anderthalb Jahrhunderten radikal verändert. Während alle Stilwandlungen der Vergangenheit sich im Bereich eines durch die unmittelbare sinnliche Erfassung und die reine Empirie bestimmten konstruktiven Denkens vollzogen, so daß sie oft nur wie Variationen eines Themas erscheinen, ist nun in Verbindung mit der technisch-industriellen Entwicklung ein im Bauen bis dahin Unbekanntes bestimmend geworden: An die Stelle der reinen Empirie trat die Theorie, die mathematisch-statische Berechnung, was durch die Verwendung neuer Baustoffe und durch neue Konstruktionen hervorgerufen, zum mindesten gefördert wurde. Die neuen Formen aber, die sich aus diesen neuen sowohl materiellen wie geistigen Grundlagen des Bauens ergeben, sind den historischen Bauten – den Bauten der uralten Handwerkskultur – formal, stilistisch schlechthin nicht mehr anzupassen. Sie sind ihnen nur noch entgegenszustellen.

Ist so organische Einordnung des Neuen in das historisch Gewordene durch formale Anpassung unmöglich geworden, so bliebe nur noch als zweite Möglichkeit die Anpassung durch Aufnahme des historischen Maßstabs. Diese aber ist nur da realisierbar – oder, besser gesagt, führt nur da zu befriedigenden Ergebnissen, wo Funktion und Konstruktion des Neubaus die Einhaltung eines dem historischen Bestand entsprechenden Maßstabs erlauben.

Ein berühmt gewordenes und wegweisendes Beispiel gab Adolf Loos 1910 mit seinem Haus am Michaelerplatz in Wien, gegenüber der Hofburg. Der Rückblick aus der inzwischen gewonnenen zeitlichen Distanz gibt seinen Gegnern unrecht, die meinten, ein Haus, der Burg gegenüber, müsse eine Kuppel haben, sonst verderbe es das Stadtbild. Im Prinzip richtig – über die Formqualität mag man streiten – verfuhr Adolf Rading bei seinem 1925 in kompromißlos modernen Formen in eine Platzwand des Breslauer »Rings« mit barocken Giebelhäusern gesetzten Bau der Mohrenapotheke. Um dieselbe Zeit hat J. J. P. Oud in seinem Café »De Unie« in Amsterdam bei vorzüglichem maßstäblicher Anpassung eine Kontrastwirkung erreicht, die trotz sehr gegensätzlicher Formensprache auf das Straßensbild durchaus nicht störend wirkt. Gut gliedert sich auch Sep Rufs Nürnberger Staatsbank dem Platz an der Lorenzkirche ein – maßstäblich sehr viel besser als der plumpe pseudobarocke Neubau einer anderen Bank am selben Platz.

Bei allen angeführten Beispielen, die nicht um weitere vermehrt werden sollen, handelt es sich um Gebäude, die sich in Masse und Maßstab dem alten Baubestand noch zwanglos eingliedern ließen. Das Problem wird

schwieriger bei Bauten, die ihrer Zweckbestimmung nach den durch den historischen Baubestand gegebenen Maßstab überschreiten müssen. Hier läßt sich auch mit Hilfe einer bloß optischen Maßstäblichkeit durch dekorative Mittel, die mit der Konstruktion nicht übereinstimmen oder das Außen zum Innern in eklatanten Widerspruch bringen, nichts retten. Denn das führt zu einer Künstlichkeit, die weder der Erhaltung des Alten noch der Qualität des Neuen dient.

Es haben sich aber nicht nur die Konstruktionen und Formen geändert, sondern auch die Massen und Maße. Gewiß hat es zu allen Zeiten maßstäbliche Kontraste gegeben. Ja, nicht zuletzt sind sie es, die jene Großartigkeit bewirken, die wir an leidlich unversehrt erhaltenen alten Städten bewundern: die »Stadtkronen« in Gestalt mächtiger Kirchen oder Paläste, die das Gewimmel der bescheidenen Bürgerhäuser überragen. Aber städtebauliche Rangordnung setzt gesellschaftliche Rangordnungen voraus. Und diese sind heute nicht mehr gegeben. Man vergleiche etwa das maßstäbliche Verhältnis der Kathedralen von Chartres, Straßburg oder Albi zu den zugehörigen Bürgerstädten mit dem der Berliner Gedächtniskirche zu der sie umgebenden Hochhausbebauung oder Stiche der New-Yorker Wall Street aus den Jahren, in denen der Turm der Trinity-Kirche die Geschäftshäuser noch überragte, mit dem heutigen Gesicht dieser Straße – und man wird sich der unserer Zeit gegebenen Möglichkeiten und Grenzen zu städtebaulichen Kontrastwirkungen bewußt werden. Im übrigen wissen wir, welche Hemmnisse der Mangel einer Bodenordnung, die die individuellen Interessen zugunsten des Gemeinwohls eindämmt, der Stadtplanung bereitet.

Rettung unserer erhaltungswerten Altstädte aber gibt es nur noch durch eine gute Stadtplanung, ja nur noch durch eine gute Bodenordnung, die z. B. den Aufkauf kleinteiliger Parzellen zur Errichtung riesiger Warenhausblöcke in Altstadtgebieten verhindert. Wenn wie z. B. in Stuttgart eine zerstörte, einst von bescheidenen Bürgerhäusern bebaute Platzwand wieder kleinteilig und niedlich aufgebaut wurde, obwohl man wußte, daß auf der gegenüberliegenden Platzwand wieder ein Rathauskoloß stehen wird, so ist an diesem Mißverhältnis der Mangel an vorausschauender Stadtplanung schuld. Inwieweit hier die Erhaltung des Altstadtcharakters gelungen ist, das ist nur noch eine sekundäre, gewiß auch nicht positiv zu beantwortende Frage. Einem Anpassungswillen hatte ja die Zerstörung das Objekt, an das das Neue sich hätte anpassen können, aus der Hand geschlagen.

Gewiß war es für keine Epoche schwieriger, Neubauten altem Baubestand anzupassen. Wo diese Forderung aber sinnvoll ist, ist sie ein gar nicht ernst genug zu nehmendes Problem. Man wird in jedem Falle gewiß zu besseren Lösungen kommen, wenn man sich von überkommenen Vorstellungen befreien und Forderungen einer Anpassung an historisches sinnvoller und gegenwartsbewußter stellen würde, als das im allgemeinen geschieht.

Hans Eckstein